

UNFRIENDLY TAKEOVER

Sibylle Peters und Matthias Anton **“The Art of Demonstration”**

Lecture-Performance, Atelierfrankfurt, 16. Juni 2005

1. Feuerwerk der Rede

Aktion ohne Text.

2. Die Kunst der Demonstration

Text im Playback-Modus. Außerdem: RemoteControl-Installation.

Guten Abend,

herzlich willkommen zu „The Art of Demonstration“. Dies ist Matthias Anton und mein Name ist Sibylle Peters und wir wollen uns in der folgenden Stunde mit dem wissenschaftlichen Vortrag als Performance beschäftigen.

Wenn Sie das Handout zur Hand nehmen, das Sie am Eingang erhalten haben, dann können sie die Reihenfolge der Thesen bzw. der Szenen ersehen, in die der Vortrag sich gliedern wird. Und wir sind jetzt bei Punkt 2: Die Kunst der Demonstration.

Wie Sie möglicherweise bereits bemerkt haben, spricht die Person, die Sie in diesem Augenblick sprechen sehen, nicht wirklich. Anders formuliert: Ich spreche eigentlich nicht in diesem Augenblick mit Ihnen, sondern sitze in meinem Atelier und spreche in ein Mikrofon, während die Person, die Sie sprechen sehen, im Playback-Modus zu Ihnen spricht. Wir werden das kurz demonstrieren: Sprecherin - bitte den folgenden Satz nicht mitsprechen. Danke, und den folgenden Satz bitte wieder mitsprechen. Dieses Verfahren mag Ihnen etwas merkwürdig erscheinen, tatsächlich steuern sich Vortragende aber meist von einem anderen Ort aus fern. Normalerweise ist dies allerdings der Schreibtisch aus, wo der zu sprechende Text in schriftlicher Form fixiert wird. Man spricht deshalb ja auch von der Vorlesung.

Wir haben heute eine andere Form der Fernsteuerung gewählt, weil das reine Ablesen von Text ja im allgemeinen nicht besonders beliebt ist. Schon immer galten die Vortragenden als besonders gut, die ihr Ferngesteuertsein, also ihr Vorbereitetsein auf die eine oder andere Weise verbergen konnten, die also frei vortragen konnten.

Das ist ganz interessant, denn daran wird deutlich, dass der wissenschaftliche Vortrag nicht nur der Vermittlung bereits gegebenen Wissens dient, denn dann wäre ja gegen das reine Ablesen nichts auszusetzen. Vielmehr soll im Vortrag selbst etwas Neues passieren, es soll sich etwas ereignen, Wissen soll als Erkenntnis sich ereignen. Der Vortrag steht also immer in einer Spannung zwischen Aufzeichnung und Aktualisierung. Im Vortrag soll nicht nur etwas gesagt, sondern auch etwas gezeigt werden. Das kann, muss aber nicht unbedingt heißen, dass der Vortragende etwas vorzeigt, also ein Dokument, ein Artefakt, ein Diagramm, ein Tafelbild oder ein Experiment. Auch schon im Sagen selbst kann der Vortrag etwas zeigen; doch während Sagen immer heißt, dass etwas gesagt wird, gibt es das Zeigen immer doppelt: zum einen kann etwas gezeigt werden, zum anderen kann sich etwas zeigen, von selbst zeigen. Wenn im Vortrag also etwas passieren soll, dann dadurch, dass Sagen und Zeigen so kombiniert werden dass sich dabei etwas von selbst zeigt. Etwas Drittes.

Diesen Moment nennt man Evidenz: das, was sich zeigt tritt aus dem Verborgenen ans Licht.

Und diesen Moment zu erzeugen nennen wir Die Kunst der Demonstration. Die Kunst der Demonstration meint also: Sagen und Zeigen so zu kombinieren, dass dabei etwas von selbst sich zeigt.

In der abendländischen Wissenschaft haben sich verschiedene Methoden der Demonstration entwickelt und das, was sich zeigt, wird dabei von Methode zu Methode anders bestimmt und anders genannt: Es kann ein mathematisches Gesetz sein, oder ein Naturgesetz, oder eine historische Wahrheit, oder auch das, was man die Intention des Künstlers genannt hat.

Anders als man vermuten könnte, haben diese traditionellen Methoden aber keine scharf zu ziehenden Grenzen. Sagen und Zeigen so zu kombinieren, dass dabei etwas sich zeigt, bleibt ein Spiel, das sich nicht vollends beherrschen lässt, und zwar auch deshalb, weil es sich immer zwischen der Demonstration und ihrem Publikum abspielt. Vielleicht haben Sie schon bemerkt, dass man als Hörerin eines Vortrags manchmal mehr lernen kann, als die Vortragende weiß. Denn, wenn sich im Zuge des Vortrags etwas zeigt, ist das oft mit einer Unentscheidbarkeit verbunden, die manchmal deutlicher, und manchmal weniger deutlich spürbar wird: man fragt sich, ob die Vortragende, dass mh was sich zeigt, tatsächlich zeigen wollte, mh man fragt sich, ob sich das, was sich mir zeigt, nur mir zeigt, oder allen anderen auch mh, man fragt sich, ob das, was sich zeigt, tatsächlich das Produkt einer

methodischen Demonstration ist, oder ob es vielleicht eher etwas mit Stil oder mit Habitus oder mit einem zufälligen Zusammenspiel von Nebenumständen zu tun? Und die Kunst der Demonstration ist nun nichts anderes als dieser seltsame Übergang zwischen dem methodischen Kern von Wissenschaftlichkeit und dem Rand, also eine Unschärfezone, aus der immer wieder neue Arten von Demonstration entstehen können. Die Kunst der Demonstration ist damit das Verborgene, das Geheime und zugleich das Öffentlichste der Wissenschaft und sie schiebt die Entscheidung darüber, was nun eigentlich Wissenschaft ist und was nicht, ein ums andere mal auf.

Gerade wenn man nicht von Beruf Wissenschaftlerin ist, fragt man sich oft, ob das, was sich einem zeigt, überhaupt der Rede wert ist? Schließlich zeigt sich in gewisser Weise ständig irgendwas. Ist das, was sich mir zeigt, also wissenschaftlich relevant, oder habe ich mich nur vom eigentlichen Punkt ablenken lassen? Tatsächlich hat die Kunst der Demonstration aber viel mit diesem Punkt zu tun, in dem Aufmerksamkeit in Ablenkung umschlägt und umgekehrt.

Sagen und Zeigen so zu kombinieren, dass dabei etwas sich zeigt, kann damit beginnen, dass eine selbst verständliche Verbindung von Sagen und Zeigen, also zum Beispiel, dass jemand, der mir etwas sagen will, sich mir zugleich zeigen muss, auseinander genommen und in neuer Weise zusammengefügt wird. Dieses Auseinandernehmen und neu Kombinieren wirkt dann ablenkend und konzentrationssteigernd zugleich. Und wenn man dann zugleich konzentriert und abgelenkt ist, dann kann die Ablenkung unversehens in ein Moment der Evidenz umschlagen.

Oder was meinen Sie? Vielleicht können wir dass mal testen? Hmh: Wer von Ihnen ist im Augenblick abgelenkt, bitte einmal die Hand heben wenn's geht ja, nur zu.

Ja, vielen Dank, das ist ein sehr gutes Ergebnis und das ist zugleich unsere Handlungsanweisung an Sie, was den heutigen Vortrag angeht, dessen Publikum Sie sind: Versuchen Sie bitte, zugleich abgelenkt und konzentriert zu sein? Im Englischen heißt Abgelenktsein ja übrigens to be diverted und das wiederum heißt auch, sich gut zu unterhalten. Nun – wir werden sehen.

3. Das Archiv des verlassenen Katheders:

Ausgewählte Stücke aus unserer Sammlung von Tafelbildern werden analysiert.

4. Ein freier Vortrag über den freien Vortrag oder: eine kleine Theorie vom Lehrkörper

Der folgende Text ist eine Rekonstruktion. In dieser Szene wird frei vorgetragen. Dazu Lichtbildprojektion auf das Katheder. Eine Zuschauerin oder ein Zuschauer werden gebeten, mitzuschreiben. Die Mitschrift wird live projiziert.

„Die erste Art von Vorlesung, in der eine neuzeitliche Form von Demonstration als Ereignis zelebriert wurde, war die Anatomie-Vorlesung. In einem abgedunkelten und architektonisch extra zu diesem Zweck entworfenen Raum wurden Leichen geöffnet – das Innere des Menschen kam zum Vorschein, das Verborgene kam ans Licht.

Einige bedeutende Anatomen vermachten ihren Körper nach ihrem Tod der Wissenschaft, so wurden die Sezierenden zu Sezierten. Passend dazu stand auf dem Vorsatzblatt der alten Anatomieatlanten der Satz „Nosce te ipsum“ – „Erkenne Dich selbst“.

Der Aufruf zur Selbsterkenntnis scheint die Anatomievorlesung mit jener Form des Vortrags zu verbinden, die sich später, nämlich um 1800 herum, im Zusammenhang mit der Philosophie des Subjekts entwickelte, nämlich mit dem freien, oder wie Schelling sagt, dem genetischen, dem lebendigen Vortrag: Den Prozess der Erkenntnis am Beispiel des Vortragenden selbst anschaulich werden zu lassen. Auch hier scheint es also darum zu gehen, das verborgene Innere des Menschen nach außen zu kehren. Im Unterschied zur Anatomie ist diese Demonstration menschlicher Erkenntnis jedoch von vornherein ein Selbstversuch: Der Vortragende ist zugleich Leiter und Objekt desselben. Wohl vorbereitet soll sich der Vortragende doch vom Gang seiner Gedanken leiten lassen, sich der allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden aussetzen. Dabei läuft er Gefahr abzuschweifen, abgelenkt zu werden, den Faden zu verlieren. Eine Gefahr, die sich in der Figur des zerstreuten Professors mit seinen körperlichen Ticks personalisiert.

Gegen die skizzierte Parallele zwischen Anatomievorlesung und freiem Vortrag wäre einzuwenden, dass es im Fall der Anatomie um den Körper und im Fall des freien Vortrag um den Geist geht. Doch – was ist es eigentlich, was sich zeigt, wenn der Vortragende den Prozess der Erkenntnis an sich selbst demonstriert? Das Ereignis der Erkenntnis wird unterschieden von dem Vorgang, in dem der Vortragende ein bereits vorgegebenes Wissen referiert. Im Ereignis der Erkenntnis wird daher der Verweis der Rede auf ihren eigentlichen Gegenstand unterbrochen. In dieser Unterbrechung des Verweises kommt die Rede, die Darstellung selbst in ihrer Materialität zur Erscheinung. Das Ereignis der Erkenntnis ist damit auch ein Moment, in dem der Körper des Vortragenden als Medium zum Ereignis wird. Und so bezeugen die Hörer, die Schüler in ihren Berichten nicht zuletzt gerade das Stocken der Rede, das Blitzen der Augen, das Zucken der Mimik. Es ist die wissenschaftliche These, die Theorie, die Lehre, die tradiert, die niedergeschrieben wird und die in der Mitschrift als ‚Vorlesung‘ firmiert. Die Anekdote – anek dota, wörtlich: das nicht Herauszugebende – berichtet von etwas anderem, nämlich davon, wie der Vortragende sich im Zuge der

Demonstration der Erkenntnis mit seiner Person dem Publikum aussetzt, und davon, wie gerade dieses Moment des sich Aussetzens die Bindung des Schülers an den Lehrern begründet, obwohl oder gerade weil der Körper des Vortragenden bis auf den für die Rede funktionalen Teil vom Katheder verborgen und damit als nicht Herauszugebendes, Persönliches markiert ist.

Das Ereignis der Erkenntnis ist also zugleich ein Moment der Ablenkung, der Zerstreuung, ein Moment, in dem die Mitteilung unterbrochen wird und aufs Neue einsetzt – als Mitteilung, als etwas, das zwischen dem Vortragenden und dem Publikum geschieht, ein Moment, den Studierende immer wieder als Initiation in eine lebenslange Bindung an die Wissenschaft erlebt und beschrieben haben. Es ist ein Moment der Gabe, ein Geschehen, in dem der Vortragende etwas gibt, das er nicht hat, und das dennoch in die Figur des Professors hineinprojiziert, und als Beleg für dessen Genialität gehandelt wurde. So reproduziert sich im Durchgang durch die Evidenz des Lehrkörpers zugleich die Körperschaft der Universität, die wissenschaftliche Gemeinschaft – lange Zeit ein Männerbund, der den weiblichen Blick, Körper und Geist aus seiner Reproduktion ausschloss.

Gehört der Vortrag dem Vortragenden? Wenn die Körperlichkeit und damit die Sterblichkeit des Vortragenden gerade in jenen Augenblicken zur Erscheinung kommt, in denen das Wirken des Geists selbst zum Ereignis zu werden scheint, so ist dies zugleich auch ein altes europäisches Todesritual, bei dem es um die Aufhebung des Körpers in den Geist und zugleich um die Überführung des sterblichen Körpers in den Körper des unsterblichen Werks geht. Im 19. Jahrhundert wird das Auditorium zu einem sakralen Raum, in dem dieses Ritual sich abspielt. Denn, worin besteht die Verpflichtung der Schüler gegenüber dem Lehrer, der sich auf der Szene des Vortrags der Öffentlichkeit aussetzt, um den Prozess der Erkenntnis am eigenen Leib zu demonstrieren? Es ist die Verpflichtung der Edition, die Verpflichtung, das, was im Prozess der Demonstration sich ereignet, dem Vergessen zu entreißen, es niederzuschreiben, so dass die Vorlesungsmitschrift schließlich posthum veröffentlicht werden kann und zwar – das versteht sich – im Namen des Lehrers. Auf diese Weise wird aus dem, was man als Produkt des Auditoriums, des Vortragenskollektivs begreifen könnte, das Werk des Vortragenden

Vielen Dank fürs Mitschreiben.

Die Vortragende wird weggezaubert.

5. Eine kurze Geschichte des Lichtbildvortrags

Die Augen der Vortragenden tauchen in der Projektion wieder auf.

Der erste Lichtbildvortrag fand ungefähr 1660 statt und erzählte von der abenteuerlichen Reise eines Jesuitenpaters ins ferne China und zurück. Den ersten Lichtbildprojektor, die Laterna Magica hat erstmals Athanasius Kircher in seinem Buch *Die große Kunst von Licht und Schatten* 1685 beschrieben. Schon kurz danach machte man den Vorschlag, die Laterna Magica in Anatomievorlesungen einzusetzen. Die ersten Motive die mit der Laterna Magica projiziert wurden, sahen tatsächlich ein bisschen nach Anatomie aus. Sie wurden jedoch kaum im Unterricht eingesetzt, sondern dienten – wie so oft bei der Einführung neuer Medien – einem anderen Zweck, nämlich der vermeintlichen Kommunikation mit dem Jenseits, der Geisterbeschwörung.

Die Leute gingen gern zur Geisterbeschwörungsvorstellung, um zu sehen, wie leicht man sich täuschen kann und um die Grenze zwischen Täuschung, Wahrheit und Fiktion zu erkunden.

Damit wurde das Lichtbild zu einem Bild dafür, dass wir die Welt (wie Descartes und Kant im Verweis auf die Entdeckungen der optischen Wissenschaft lehrten) niemals sehen wie sie ist, sondern immer nur so, wie sie uns erscheint. Die Lichtbildprojektion bot eine Vorstellung vom Konzept der Vorstellung selbst, eine Vorstellung von der inneren Anschauung, die wir uns von den Dingen machen. Evidenz – das meint in der alten Rhetorik eine Art der Rede, die dem Hörer das, wovon die Rede ist, innerlich vor Augen stellt. In der Lichtbildprojektion wurde dieses innere Anschaulichwerden selbst anschaulich. Dazu trägt der Charakter des Lichtbilds bei: körperlose Erscheinung, Epiphanie, zugleich aber auch Verlebendigung, im Sinne der Evidenz dessen, was plötzlich klar vor Augen steht, ein Bild, das eher als Bild wirkt, denn Bild ist, wie die Vorstellung selbst.

Die Lichtbildprojektion ist eine Technologie der Aufmerksamkeit, eine Technologie, die bestimmte Faktoren von Wahrnehmung isoliert, um sie dann in der gewünschten Weise wieder zusammensetzen. Herman Grimm, einer der ersten Kunsthistoriker, glaubte deshalb sogar, dass man mithilfe des Lichtbildprojektors die Qualität eines Gemäldes überprüfen könne, er betrachtete den Lichtbildprojektor als experimentelle Anordnung ähnlich dem Mikroskop.

Das lag nahe, denn tatsächlich ist der Lichtbildprojektor auch als Mikroskop genutzt worden. In Sigmund Theodor Steins Buch „Das Licht im Dienste der wissenschaftlichen Forschung“ von 1877 findet sich unter dem Stichwort „Projektions-Experimente für den Unterricht“ folgende Auflistung

„Wasserkurve zwischen Glasplatten“, „Projektionsbild magnetischer Kraftlinien“, „Projektion von Tonschwingungen“, „Strahlenbrechung durch Glas“, „Projektion des Sonnenspektrums“, „Untersuchung lebender Wasserthiere“.

Der vielleicht schönste Moment der Evidenzproduktion in diesem Zusammenhang stammt jedoch aus dem berühmten Vortrag, den Louis Pasteur 1864 im Rahmen der sogenannten Soiree´de Sciences an der Sorbonne hielt, aus jenem Vortrag, in dem Pasteur die Bakterien ins Leben rief und die These, dass Krankheitserreger spontan aus dem Nichts entstehen könnten, widerlegte. In diesem Vortrag kommt er auf die Staubpartikel in der Luft als auf mögliche Träger von Bakterien, ja, mögliche Sendboten des Todes zu sprechen. Pasteur sagte:

(langsames Fading ins Weiß:)

„Wir sehen sie jetzt nicht, aus demselben Grund aus dem wir bei Tageslicht die Sterne nicht sehen können. Aber wenn wir der Nacht erlauben uns zu umfassen und nur die Staubpartikel erleuchten, werden wir sie ebenso klar sehen, wie die Sterne bei Nacht. Verdunkeln wir also den Saal bis auf einen einzigen Lichtstrahl.“

Wenn Sie ganz nah an den Projektor schauen, sehen Sie die Staubpartikel.

Sternenstaub. Die Sterne sind ohnehin das allerbeste Thema für einen Lichtbildvortrag und das Planetarium überhaupt das Schönste aller Auditorien. Aber ist Ihnen schon mal aufgefallen, wie merkwürdig es sich mit der Evidenz im Planetarium verhält? Der Rundkino-Effekt gibt uns das Gefühl, dass der Boden unter uns wegsackt, und deshalb leuchtet uns ein, was normalerweise nicht spürbar ist, nämlich die kopernikanische Wende, die Bewegung im Punkt des Betrachters, dass also die Erde sich dreht und nicht etwa der Sternenhimmel um uns herum. Und dabei ist es doch gerade im Planetarium genau umgekehrt.

6. Eine kurze Geschichte vom Geistesblitz

Die folgenden Textabschnitte werden im Licht von Wunderkerzen vorgelesen. Sobald die Wunderkerze heruntergebrannt ist, stoppt die Vortragende, eine neue Kerze wird angezündet und der nächste Abschnitt wird gelesen.

Eine der wichtigsten neuzeitlichen Arten der Demonstration ist das naturwissenschaftliche Experiment. Wie die mathematischen und geometrischen Demonstrationen, mit denen die abendländische Kulturgeschichte des Demonstrierens beginnt, beruht auch das naturwissenschaftliche Experiment auf einer Idee von Evidenz. Es ist ein Verfahren, das dazu führt, dass etwas sich von selbst zeigt. Es bezieht sich jedoch nicht auf ein universell-mathematisches Gesetz, sondern zeigt eine Regelmäßigkeit, die den irdischen Dingen innewohnt. Richtet sich die mathematisch-geometrische Demonstration eher auf die Konstruktion eines zeitlosen, nicht der Veränderung unterworfenen hypothetischen Raumes, dessen Gesetze den Rang von ewigen Wahrheiten einnehmen können, stellt das Experiment das Verfahren einer Wissenschaft dar, die versucht, innerhalb des irdischen, von Relativität und Veränderlichkeit bestimmten Bereiches des menschlichen Lebens zu haltbaren, d.h. zumindest provisorisch stabilen Erkenntnissen zu gelangen.

Zunächst hatte es das Experiment jedoch schwer, als wissenschaftliches Verfahren anerkannt zu werden. Viele angesehene Gelehrte betrachteten die Experimentalvorführung zunächst als eine Form von Zauberei: Schließlich wurden dabei Spezialeffekte vorgeführt, die in der Natur üblicherweise gar nicht anzutreffen waren. Bestenfalls, so fand man noch im 18. Jahrhundert, konnten Experimentalvorführungen der Veranschaulichung von Wahrheiten dienen, die es durch Abstraktion zu gewinnen galt. Man war deshalb der Ansicht, dass Experimentalvorführungen speziell in der Erziehung von Mädchen und Frauen einzusetzen seien, die man für weniger abstraktionsfähig hielt. In Francesco Algarottis *Neutonianismo per le dame* oder in der Zeitschrift *Briefe an das schöne Geschlecht* ging es daher ausführlich um das, was man *the philosophy of shocks and sparks* nannte.

Experimentalvorführungen waren denn auch zunächst keineswegs nur eine Sache der Universitäten, sondern auch eine Sache der Jahrmärkte, der Salons, der Geheimgesellschaften. In jedem Fall aber waren sie Vorträge. Ja, die Experimentalvorführungen machten das Format des Vortrags erst richtig populär. Besonders beliebt waren die Experimentalvorführungen, in denen es um die Entdeckung der Elektrizität ging. Dabei wirken Publikum und Demonstrator bei der Entwicklung neuer elektrischer Vorrichtungen in gewisser Weise zusammen. Dem Vernehmen nach wurde sogar die

Leidener Flasche, das erste Speichermedium für Elektrizität, durch so ein Zusammenwirken entwickelt: Der Kaufmann Andreas Cunaeus versuchte zuhause einen Versuch des Naturforschers Musschenbroek nachzustellen, und machte dabei einen Fehler, er vergass die Wasserbehälter, um die es bei diesem Versuch ging, zu isolieren. Durch diesen Fehler holte er sich aber nicht nur einen furchtbaren Schlag, sondern hielt mit diesem Schlag zugleich die Leidener Flasche in Händen.

Das beinahe magische Konzept einer Forschung, die jene verborgenen, unsichtbaren Kräfte, von deren Vorhandensein sie unbeirrt ausgeht, geradezu dazu verführt, sich zu zeigen, sich zu manifestieren, feiert in der Entdeckung der Elektrizität den größtmöglichen Triumph. Das spektakuläre Experiment mit der Elektrizität verblüffte und überzeugte im selben Moment.

In den Vorführungen der sogenannten Elektrisierer, die über die Jahrmärkte zogen, passierte etwas, es ereignete sich etwas bisher nicht Gesehenes, eine unsichtbare Kraft kam zur Erscheinung in Form eines Blitzes, eines Funkenschlags. Diese Erfahrung veränderte die Erwartungen, die man an Vorträge hatte. Fortan sollte auch in den Vorträgen, die nur aus Worten bestanden, nicht mehr nur ein Text, vorgetragen werden. Auch hier sollte sich etwas Verborgenes zeigen – vielleicht in Form eines Geistesblitzes, der plötzlich den Vortragenden und mit ihm das ganze Auditorium durchzuckt. Mit der Elektrizität eröffnete sich damit ein neues metaphorisches Feld, um den Geist zur Sprache zu bringen. Hatte man das Geistige zuvor in Entsprechung zur abstrakten Reinheit des Geometrischen begriffen und dann in Ähnlichkeit zu den unsichtbaren Verwandlungen chemischer Prozesse erblickt, so wurde jetzt der Blitz zum prominenten Bild des Geistesereignisses, und die hinter der elektrischen Entladung steckenden gespannten Kräfte inspirierten ein neues Bild der menschlichen Disposition.

So vergleicht Heinrich von Kleist den Vorgang der „allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden“ mit dem Vorgang der elektrischen Aufladung und Entladung, wie er in der Leydener Flasche Elektrizität geschah. Schließlich hatte sich gezeigt, dass Menschen Elektrizität leiten konnten. Kurz nach Erfindung der Leydener Flasche, also 1746, hatte der französische Elektrisierer Nollet 180 Gardesoldaten in Anwesenheit des französischen Königs Ludwig des XV. einander bei den Händen fassen und einen großen Kreis um eine Leidener Flasche bilden lassen. Dann elektrisierte er den ersten, worauf alle 180 Soldaten buchstäblich mit einem Schlag in die Höhe sprangen. Der König soll sich darüber königlich amüsiert haben.

Immer wieder hatten Elektrisierer ihrem Publikum ganz wörtlich die Haare zu Berge stehen lassen und gezeigt, wie elektrische Ladung tote Frösche wieder in Bewegung versetzen

konnte. Offenbar flößte Elektrizität dem Nervensystem Leben ein. Und ging es beim lebendigen Vortrag nicht genau darum: dem Geist Leben einzuflößen, die geistigen Kräfte der Zuschauer zur Selbstständigkeit zu erwecken? War der Vortrag also nicht tatsächlich eine besondere Form, Elektrizität fließen zu lassen? Statt lediglich über Elektrizität vorzutragen, schienen die Experimentalvorführungen der Elektrisier den Vortrag als solchen in ein elektrisches Geschehen zu verwandeln.

Wozu Elektrizität darüber hinaus gut sein könnte, davon hatten die frühen Elektrisierer übrigens keine besonders genaue Vorstellung. Man warf ihnen daher vor, dass der elektrische Experimentalvortrag trotz aller Versprechen doch eigentlich nur ein Spektakel sei. Kann man den Experimentalvortrag der Elektrisierer also vielleicht als das erste in der Reihe der elektronischen Unterhaltungsmedien betrachten? Ein Medium, das in der Vorführung der elektrischen Effekte nichts anderes tut, als allmählich herauszufinden, wie es selbst mittels Elektrizität kommunizieren könnte? Haben wir es hier mit dem ersten Medium zu tun, das selbst die Message war – und eben deshalb nicht als solches ernstgenommen wurde, da die Botschaft zu deutlich mit ihrer eigenen Präsentation befasst war?

7. Die Ladung des Publikums

Aktion ohne Text.

8. Die Stimme der Toten:

Während des folgenden Texts wird die Stimme der Vortragenden allmählich mit einem Voice-Changer verändert.

Mit dem kleinen Dorf Hydesville im Staate New York war nicht viel los, bis in den 1840er Jahren die erste Telegraphenleitung der USA den Ort durchquerte. Bald darauf trat im Haus der Schwestern Fox ein übernatürliches Phänomen auf: Scheinbar aus dem Nichts wurden Klopfzeichen laut, die sich als ein quasi-telegraphischer Kanal aus dem Jenseits entpuppten. Der Kanal schien sich alsbald überall dort zu öffnen, wo die Schwestern Fox auftauchten. Die Kunde verbreitete sich schnell und so gingen die Schwestern Fox auf Vortragsreise, um ihre Klopfkommunikation landauf landab für die Kontaktaufnahme mit Verstorbenen zur Verfügung zu stellen. Irgendwann stellte sich heraus, dass die Schwestern das Klopfen mit einer virtuoson Form des TapDances selbst erzeugten. Nichtsdestoweniger begründete ihr öffentliches Auftreten eine Bewegung: Überall in den USA traten Dutzende von weiblichen Medien an die Öffentlichkeit, die für sich beanspruchten, dass die Toten in ihnen eine

Stimme fänden. Dabei erwies sich die quasi-telegraphische Klopfkommunikation schnell als zu umständlich: Vor ihren Auftritten fielen die Rednerinnen kurzerhand in Trance, traten ans Rednerpult und ließen dann die Toten frei zum Publikum sprechen. Auch was die Toten den Lebenden zu sagen hatten veränderte sich, es wurde ausführlicher, fundierter, nahm mehr und mehr die Form vollständiger Vorträge an, etwa zum Thema der Transzendentalphilosophie oder der Astronomie oder der Sklaverei.

Dies ist Achsa White Sprague eine besonders erfolgreiche Vortragende dieser Zeit. Ihre Auftritte machten unfehlbar Eindruck – und kein Anwesender bezichtigte die Rednerin jemals des Betrugs. Niemals zuvor hatten Frauen vom Katheder aus das Wort an ein gemischtes Publikum gerichtet. Und so war die pure Tatsache, dass eine junge Frau in eloquenter und fundierter Weise über philosophische und wissenschaftliche Themen sprach, bereits Beweis genug, dass tatsächlich ein toter Mann durch sie sprechen musste. Mit diesem Kniff eroberten erstmals Frauen in großer Zahl das Katheder – als Medien traten sie auf die Szene des Vortragswesens.

Den nun folgenden Simulationsversuch wollen wir daher dem Andenken von Achsa White Sprague widmen.

Katheder in Vortragsempfänger ausbauen

Wir werden nun – mit ihrer Unterstützung – versuchen, den Geist einiger großer Vortragender zu beschwören. Dafür haben wir das Katheder in einen elektromagnetischen Vortragsempfänger umgebaut.

Der Versuch wird also folgendermaßen vor sich gehen.

Durch unsere gemeinsame Konzentration werden wir den Geist einer Vortragenden oder eines Vortragenden zunächst dazu bringen, sich hier auf dieser Tafel, die sie nun auch hier projiziert sehen können, zu manifestieren und zwar mit ihren oder seinen Initialen.

Sibylle Peters wird diese Initialen dann in den Vortragsempfänger eingeben, um die richtige Frequenz einstellen. Ich gehe jetzt mal davon aus, dass sie alle mit der Methode, Geisterstimmen aus dem Äther zu empfangen vertraut sind.

Sind Sie alle bereit?

Versuch folgt.

9. Fragen und Antworten.

Das Publikum schreibt Fragen auf, die hinter die Vortragende projiziert werden. Die Vortragende antwortet, ohne die Fragen zu lesen. Mögliche Antworten sind:

1. Ja, - oh vielen Dank, es ist sehr freundlich, dass Sie mich danach fragen, darüber könnte ich wirklich stundenlang reden.

Also, die Vorträge, die mir am meisten bedeuten, sind diejenigen, die in gewisser Weise über sich selbst sprechen, die also nach dem Prinzip der Selbstexemplifikation verfahren. Wie der eben gehörte Vortrag von Jacques Derrida, in dem er über den Akt des professor spricht und sich damit im Akt des Vortragens, des professor, gewissermaßen selbst zum Beispiel wird. Ein anderes Beispiel ist die berühmte Antrittsvorlesung von Michel Foucault „Die Ordnung des Diskurses“, die damit beginnt, dass Foucault von dem Diskurs, dem Vortrag spricht, den er selbst gerade zu halten beginnt. Foucault wünscht sich zu Beginn, er müsse nicht beginnen, er wünscht sich es gäbe eine Stimme hinter ihm, die immer schon das Wort ergriffen habe. Und dann beginnt er zu erklären, dass es sich in gewisser Weise tatsächlich so verhält, denn er sagt, dass in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen.

2. Ja, vielen Dank, dass Sie auf die politische Dimension noch einmal hinweisen, vielleicht können wir das ja auch nachher gemeinsam noch weiter diskutieren.

Mir ist der Vortrag in diesem Zusammenhang vor allem als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit wichtig. Moderne Wissenschaft basiert prinzipiell darauf, dass jede Stimme, die ein Argument vortragen will, Gehör finden muss. Allerdings wissen wir genug über Disziplinen und Diskurse um sicher zu sein, dass wissenschaftliche Einrichtungen selbst diesem Anspruch kaum gerecht werden.

Deshalb ist es von Bedeutung, dass gerade der öffentliche Vortrag ein Format ist, das immer schon besonders intensiv von Leute genutzt wurde, die in den wissenschaftlichen Institutionen keinen Platz fanden. Oft haben solche Leute, man nannte sie lange Zeit ‚Vortragsreisende‘ eine Art parasitäre Strategie entwickelt und sich selbst in den Dienst der sogenannten Popularisierung der Wissenschaft gestellt, das heißt sich haben sich selbst als Mittler zwischen der disziplinären Wissenschaft und der Öffentlichkeit in Szene gesetzt, um auf dieser Basis ihre eigenen, womöglich abwegigen Theorien in den öffentlichen Diskurs einzuschleusen.

3. Das erinnert mich sehr stark an Aby Warburgs Vortrag über das Schlangenritual der Pueblo-Indianer. Warburg argumentiert in diesem Vortrag, dass das Schlangenritual der Pueblo-Indianer, bei dem es um die symbolische Bannung böser Mächte geht, nur scheinbar einen der abendländischen Ratio vollkommen unterschiedenen Charakter hat. Er

argumentiert, dass die Bannung einer für den Menschen unbeherrschbaren und unverständlichen Größe durch Verfahren der Symbolisierung auch zu den Grundlagen der europäischen Kultur gehört. Bemerkenswert ist dabei, dass Warburg den Vortrag selbst nicht etwa in einem akademischen Hörsaal, sondern in einer psychiatrischen Klinik gehalten hat, deren Patient er war. Mit dem besagten Vortrag versuchte er am Ende seines Klinikaufenthalts, seine geistige Gesundheit und seine Arbeitsfähigkeit zu erproben und unter Beweis zu stellen. Der Vortrag über das Schlangenritual ist also selbst ein Ritual, in dem die unbeherrschbaren Kräfte einer persönlichen psychischen Krise durch Symbolisierung gebannt werden sollen.

4. Diese Frage haben wir uns in der Tat schon selbst gestellt: Sicher wäre es vorstellbar, statt eines solchen Vortrags, wie wir ihn heute Abend präsentiert haben, auch eine Art Ausstellung zu machen, in der das Publikum selbst mithilfe bestimmter Vorrichtungen Vorträge oder Vortragsbestandteile produzieren würde. Man könnte sich dazu eine Reihe von Vortragskabinen vorstellen. In einer Kabine wäre zum Beispiel an einer Seite eine Tafel und auf der anderen Seite eine Kamera angebracht. In der Kabine würde eine Liste von Begriffen hängen und jeder Besucher könnte sich einen der Begriffe aussuchen und ihn erklären – mithilfe von Worten und natürlich mithilfe von Zeichnungen an der Tafel. Durch die Kamera würden diese Miniatur Vorträge dann aus der Kabine heraus auf einen Bildschirm übertragen. In einer anderen, nach vorne offenen Kabine müsste der Besucher einen Kopfhörer aufsetzen und könnte dann zwischen verschiedenen prominenten historischen Vorträgen wählen, die eingespielt werden können – hörbar nur für den Besucher. Der Besucher hätte dann die Aufgabe, den Vortrag durch seine eigene Stimme an die Umgebung zu übertragen, den Vortrag also mitzusprechen. Das wäre dann eine Art Vortragskaraoke. Man könnte in der Einspielung jeweils Pausen programmieren, so dass der Besucher darüber hinaus die Möglichkeit hätte, die Pausen mit eigenen Worten zu füllen.

5. Man wird dieser Frage schwerlich in ihrer ganzen Radikalität nachspüren können, ohne nicht auch einen Vortrag zu erwähnen, von dem es vielleicht sogar noch angemessener wäre, ihn nicht zu erwähnen: John Cages berühmter Vortrag über Nichts. Dieser Vortrag ist gewissermaßen sein eigenes Hörbeispiel: An der Komposition des Vortrags werden die Kompositionsprinzipien evident, von denen Cage spricht, oder eben auch nicht spricht. Und eben diese Grenze zwischen Sprechen und Nichtsprechen durchzieht nicht nur jeden Vortrag, sondern vor allem auch das Spiel von Frage und Antwort, das sich an einen wissenschaftlichen Vortrag für gewöhnlich anschließt und in dem die Hörer den Versuch unternehmen, den Vortragenden auf das, was er gesagt hat, festzunageln, das Ereignis seines Denkens in etwas Festes, Wiederholbares, Zurechenbares, zu Verantwortendes zu

verwandeln, während der Vortragende die Strategie verfolgt, sich diesen Festlegungen möglichst zu entziehen, nicht zum Ereignis zurückzukehren, sondern abermals davon abzulenken, Umwege zu erfinden, die Fragen zu zerstreuen und seinen Vortrag vor der Zudringlichkeit derjenigen, die ihn gehört haben, zu schützen.

6. Ich frage jetzt mal ganz direkt, körperlich, zurück: Kennen Sie dieses Spiel, bei dem eine Person so vor der anderen steht, dass die Arme der hinteren Person als Arme der vorderen Person erscheinen? Die hintere Person denkt sich dann einen Begriff, über den die vordere Person vortragen soll. Und während die vordere Person beginnt vorzutragen – ohne zu wissen worüber eigentlich – gibt die hintere Person der vorderen Person nur mittels ihrer Gestik zu verstehen, wovon die Rede sein soll beziehungsweise ob die Vortragende auf dem richtigen Weg ist oder nicht. Ich meine...ich denke, man muss sich das ganz konkret vorstellen: vor – hinter. Es hat in einem sehr direkten Sinne mit Raum zu tun. Und mit Zeit. Mit Raum und mit Zeit. Und mit Wahrnehmung. Das ist jetzt nur ein Beispiel, aber dazu gäbe es natürlich noch viel zu sagen.

7. Das ist eine sehr gute Frage, die ich nicht durch eine Antwort verderben möchte.

© Sibylle Peters & Matthias Anton